

J. G. Ballard
Kristallwelt

Aus dem Englischen von
Joachim Körber

PHANTASIA
PAPERBACK
SCIENCE FICTION

INHALT

Erster Teil **Äquinoktium**

1	Der dunkle Fluß	9
2	Die Edelsteinorchidee	25
3	Mulatte auf dem Laufsteg	35
4	Ein ertrunkener Mann	43
5	Der kristallisierte Wald	53
6	Die Bruchlandung	65

Zweiter Teil **Der leuchtende Mann**

7	Spiegel und Mörder	75
8	Das Sommerhaus	87
9	Serena	97
10	Die Maske	109
11	Das weiße Hotel	117
12	Duell mit einem Krokodil	131
13	Sarabande für Leprakranke	145
14	Die prismatische Sonne	153

KAPITEL EINS

DER DUNKLE FLUSS

Mehr als alles andere beeindruckte Dr. Sanders die Dunkelheit des Flusses, als er zum ersten Mal über die breite Mündung der Bucht von Matarre schaute. Nach zahlreichen Aufenthalten näherte sich der kleine Passagierdampfer endlich der Reihe der Außenpiere, doch obwohl es schon zehn Uhr war, wirkte die Wasseroberfläche noch grau und träge und sog der bröckelnden Vegetation an den Uferbänken die düsteren Farben förmlich aus.

Hin und wieder war das Wasser bei bedecktem Himmel fast so schwarz wie schwärende Tusche. Im Gegensatz dazu leuchteten die verstreuten Lagerhäuser und kleinen Hotels von Port Matarre in geisterhaftem Widerschein über den dunklen Wellen, als würden sie nicht vom Licht der Sonne, sondern von einer inneren Laterne beleuchtet, gleich den Pavillons eines verlassenen, an den Rändern des Dschungels auf einer Reihe von Docks angelegten Friedhofs.

Dieses allgegenwärtige, von plötzlichen einwärts gerichteten Wechseln des Lichts unterbrochene nordlichterne Halbdunkel hatte Dr. Sanders während seiner langen Wartezeit an der Reling des Passagierdecks bemerkt. Zwei Stunden hatte der Dampfer in der Mitte der Mündung gelegen und ab und zu die Sirene halbherzig in Richtung Küste ertönen lassen. Ohne das vage Gefühl der Unsicherheit, das die Dunkelheit über dem Fluß hervorrief, wären die wenigen Passagiere vor Zorn tob-süchtig geworden. Abgesehen von einem Landungsboot des französischen Militärs schien kein anderes größeres Schiff an den Außenpiere vor Anker zu liegen. Während Sanders das Ufer beobachtete, war er fast sicher, daß der Dampfer absichtlich ferngehalten wurde, obwohl es keinen ersichtlichen Grund dafür zu geben schien. Der Dampfer war das reguläre Frachtschiff von Libreville mit seiner wöchentlichen Ladung von Post, Branntwein und Automobilersatzteilen und durfte von nichts Geringerem als einem Ausbruch der Pest länger als auch nur einen Augenblick aufgehalten werden.

Politisch erholte sich dieser entlegene Winkel der Republik Kamerun immer noch von einem mißglückten Staatsstreich vor zehn Jahren, als eine Handvoll Rebellen die Smaragd- und Diamantminen in Mont Royal, fünfzig Meilen weiter oben am

Matarrefluß, erobert hatten. Der Anwesenheit des Landungsboots – ein französischer Militärposten beaufsichtigte die Ausbildung der hiesigen Truppen – zum Trotz schien das Leben in dem unscheinbaren Hafen an der Flußmündung seinen ganz normalen Gang zu gehen. Unter den Blicken einer Gruppe von Kindern wurde ein Jeep entladen. Menschen gingen an den Kais entlang und durch die Arkaden der Hauptstraße; ein paar Auslegerboote trieben, mit Krügen voll rohem Palmöl beladen, auf dem dunklen Wasser vorbei zum Eingeborenenmarkt westlich des Hafens.

Dennoch hielt sich hartnäckig ein Gefühl des Unbehagens. Sanders wandte, von dem trüben Licht verwirrt, seine Aufmerksamkeit dem Landesinneren zu und folgte dem langsam im Uhrzeigersinn nach Südosten fließenden Strom. Hier und da zeigte eine Lücke im Baldachin des Dschungels den Verlauf einer Straße, aber ansonsten erstreckte sich der Dschungel wie ein flacher olivgrüner Mantel zu den Hügeln im Landesinneren. Normalerweise hätte die Sonne das Blätterdach zu einem blassen Gelb ausgebleicht, aber Dr. Sanders konnte sogar noch fünf Meilen landeinwärts die dunkelgrünen Bäume sehen, die wie enorme Zypressen, ernst und reglos, nur von schwachem Lichterschein berührt, in die abgestandene Luft ragten.

Jemand trommelte ungeduldig auf die Reling, so daß ein Zittern durch ihre gesamte Länge lief, und die Passagiere beiderseits von Dr. Sanders, ein halbes Dutzend, scharrtten, murmelten untereinander und sahen zum Ruderhaus hinauf, wo der Kapitän, von der Verspätung offenbar unbeeindruckt, geistesabwesend zum Anlegesteg schaute.

Sanders drehte sich zu Pater Balthus um, der wenige Schritte links von ihm stand. »Das Licht – haben Sie es bemerkt? Steht eine Sonnenfinsternis ins Haus? Die Sonne scheint mir noch unentschlossen zu sein.«

Der Priester rauchte unablässig und entfernte die Zigarette nach jedem Inhalieren mit seinen langen Fingern einen Zentimeter vom Mund. Genau wie Sanders schaute er nicht zum Hafen, sondern zu den bewaldeten Hängen weit im Landesinneren. Im trüben Licht wirkte sein mageres Gelehrten Gesicht müde und ausgezehrt. Während der dreitägigen Fahrt von Libreville war er, offensichtlich mit einer persönlichen Angelegenheit beschäftigt, für sich geblieben, und redete erst mit seinem Tischgenossen, als er von Sanders' Job im Leprakrankenhaus von Fort Isabelle hörte. Sanders bekam mit, daß er nach einem Monat der Abwesenheit zu seiner Gemeinde in Mont Royal zurückkehrte, aber diese Erklärung, die er mehrmals auf ein und dieselbe mechanische Art und Weise wiederholte, die im Gegensatz seinem sonstigen zögernden Stammeln stand, schien ein bißchen zu plausibel zu sein. Aber Sanders war sich

durchaus der Gefahr bewußt, den Menschen seiner Umgebung seine eigenen fragwürdigen Motive für die Reise nach Port Matarre zu unterstellen.

Dennoch hatte Dr. Sanders zuerst geglaubt, daß Pater Balthus gar kein Priester wäre. Die introvertierten Augen und blassen neurasthenischen Hände wiesen alle Merkmale des Scharlatans auf, möglicherweise eines ausgestoßenen Novizen, der immer noch hoffte, eine Art von Erlösung in einer geborgten Soutane zu finden. Aber Pater Balthus war ganz und gar echt, was immer der Ausdruck bedeuten und wie eng umrissen er sein mochte. Der Erste Offizier, der Steward und mehrere Passagiere kannten ihn, beglückwünschten ihn zu seiner Rückkehr und schienen sein eigenbrötlerisches Gebaren im großen und ganzen zu akzeptieren.

»Eine Sonnenfinsternis?« Pater Balthus schnippte den Zigarettenstummel in das dunkle Wasser hinunter. Der Dampfer kreuzte jetzt sein eigenes Kielwasser, die Adern der Gischt sanken durch die Tiefen hinab wie leuchtender Speichel. »Ich glaube nicht, Doktor. Die Höchstdauer würde doch gewiß nicht über acht Minuten liegen.«

In den Lichtgarben, die plötzlich über dem Wasser aufflammten und von den spitzen Wölbungen seiner Wangen und des Kinns gespiegelt wurden, ließ sich einen Moment ein härteres Profil erkennen. Als Pater Balthus Sanders' prüfenden Blick bemerkte, fügte er, als wolle er den Doktor beruhigen, nachträglich hinzu: »Das Licht in Port Matarre ist immer so, drückend und halbschattig – kennen Sie Böcklins Gemälde ›Die Toteninsel‹, wo Zypressen über einer Klippe mit einem Hypogäum Wache halten, während über dem Meer ein Sturm tobt? Es hängt im Kunstmuseum meiner Heimatstadt Basel – « Er verstummte, als die Motoren des Dampfers pochend wieder zum Leben erwachten. »Es geht weiter. Endlich.«

»Gott sei Dank. Sie hätten mich warnen müssen, Balthus.«

Sanders nahm sein Zigarettenetui aus der Tasche, aber der Priester hatte schon geschickt wie ein Gaukler eine neue Zigarette in die hohle Hand gezaubert. Balthus zeigte damit zum Anlegesteg, wo ein stattliches Empfangskomitee von Gendarmerie und Zollbeamten auf den Dampfer wartete. »Was soll der Unsinn?«

Sanders sah zum Ufer. Was Balthus auch für persönliche Schwierigkeiten haben mochte, sein mangelndes Mitgefühl erboste Sanders. »Vielleicht sind irgendwelche Papiere nicht in Ordnung«, sagte er trocken und halb bei sich.

»Meine schon, Doktor.« Pater Balthus maß Sanders mit einem stechenden, herablassenden Blick. »Und ich bin sicher, Ihre sind auch in Ordnung.«

Die anderen Passagiere entfernten sich von der Reling und gingen nach unten,

um ihr Gepäck zu holen. Sanders entschuldigte sich mit einem Lächeln bei Balthus und bahnte sich einen Weg zu seiner Kabine. Sanders verdrängte jeden Gedanken an den Priester – in einer halben Stunde würden getrennte Wege sie in den Dschungel und zu ihren jeweiligen Zielen führen –, tastete in der Tasche nach seinem Paß und ermahnte sich, ihn nicht in der Kabine zu vergessen. Der Wunsch, inkognito zu reisen, mit allen Vorteilen, konnte sich durch eine unerwartete Fehlleistung bemerkbar machen.

Als Sanders zum Kajütsniedergang hinter dem Schornsteingehäuse kam, konnte er auf das Achterdeck hinuntersehen, wo die Zwischendeckfahrgäste ihre Bündel und billigen Koffer versorgten. Im Zentrum des Decks lag, halb unter einem Baldachin aus Segeltuch verborgen, ein großes Schnellboot mit rot und gelb gestrichener Hülle, das zur Fracht für Port Matarre gehörte.

Auf der breiten Sitzbank hinter dem Ruderhelm lümmelte ein kleiner, schwächlicher Mann um die Vierzig in einem weißen Tropenanzug, der die Umrahmung eines dunklen Barts um das Gesicht herum betonte, und legte einen Arm lässig auf Glas und Chrom der Windschutzscheibe. Sein schwarzes Haar war in die knochige Stirn gekämmt, was ihm in Verbindung mit den kleinen Augen ein nervöses und wachsames Äußeres verlieh. Dieser Mann, Ventress – mehr als seinen Namen hatte Sanders nicht über ihn in Erfahrung bringen können –, war der Zimmergenosse des Doktors. Die ganze Fahrt von Libreville über war er wie ein ungeduldiger Tiger herumgelaufen und hatte mit Zwischendeckpassagieren und Mannschaft gestritten; seine Stimmungen schlugen von einer Art ironischen Humors in mürrisches Desinteresse um, derweil er allein in der Kabine saß und durch das Bullauge die kleine Scheibe leeren Himmels anstarrte.

Sanders hatte einen oder zwei Versuche unternommen, mit ihm zu reden, aber Ventress hatte ihn meist ignoriert und hielt sich, welche Gründe er auch immer haben mochte, nach Port Matarre zu kommen, von den anderen fern. Mittlerweile hatte sich der Arzt daran gewöhnt, daß er von allen um sich herum gemieden wurde. Unmittelbar vor der Abreise war es anlässlich der Wahl eines Zimmergenossen für Sanders zu einer unerheblichen Unstimmigkeit gekommen, die für die Mitreisenden peinlicher gewesen war als für ihn selbst. Da seine Berühmtheit ihm vorausgeeilt war (wenn die Welt ihn generell als berühmt betrachtete, sah er sich auf einer persönlichen Ebene eher als berüchtigt, überlegte Sanders, was zweifellos auch umgekehrt zutraf), schien keiner bereit, eine Kabine mit dem stellvertretenden Leiter des Leprakrankenhauses von Fort Isabelle zu teilen.

An dieser Stelle war Ventressorgetreten. Er hatte mit dem Koffer in der Hand an Sanders' Tür geklopft, dem Arzt zugenickt und nur gefragt:

»Ist es ansteckend?«

Nach einer kurzen Pause, während Sanders den Mann im weißen Anzug mit dem bärtigen, toteschädelähnlichen Gesicht studierte – etwas an ihm rief Sanders ins Gedächtnis zurück, daß es auch Leute auf der Welt gab, die sich aus ureigenen Gründen mit der Krankheit anstecken *wollten* –, sagte er: »Da Sie fragen, die Krankheit *ist* ansteckend, ja, aber man muß ihr jahrelang ausgesetzt sein und Kontakt mit ihr haben, damit sie sich überträgt. Die Inkubationszeit kann bis zu zwanzig oder dreißig Jahren betragen.«

»Wie der Tod. Gut.« Mit der Andeutung eines Lächelns betrat Ventress die Kabine. Er streckte eine knochige Hand aus und drückte die von Sanders fest, wobei er mit kräftigen Fingern den Handschlag des Arztes fühlte. »Unsere verzagten Mitpassagiere begreifen nicht, Doktor, daß außerhalb Ihrer Kolonie lediglich eine größere liegt.«

Später, als er auf Ventress hinabsah, der auf dem Achterdeck des Schnellboots herumlungerte, grübelte Dr. Sanders über diese rätselhaften Worte nach. Das vage Licht lag immer noch über der Bucht, aber Ventress' weißer Anzug schien einen Brennpunkt für sein intensives, verborgenes Gleißeln zu bilden, so wie Pater Balthus' Soutane die dunkleren Töne reflektiert hatte. Die Zwischendeckpassagiere scharten sich um das Schnellboot, aber Ventress schien sich kaum für sie zu interessieren, so wenig wie für den Hafendamm mit der wartenden Meute von Zollbeamten und Polizisten, der unaufhaltsam näherkam. Statt dessen sah er über die einsame Steuerbordreling zur Flußmündung und dem fernen Wald, der sich bis in den Dunst erstreckte. Die kleinen Augen hatte er halb geschlossen, als würde er bewußt das Bild vor ihm mit einer inneren Landschaft seines Geistes in Einklang bringen.

Während der Fahrt die Küste aufwärts hatte Sanders Ventress kaum zu Gesicht bekommen, aber eines Abends, als er in der dunklen Kabine versehentlich im falschen Koffer suchte, hatte er den Kolben einer großkalibrigen, automatischen Pistole gespürt, die in ein Schulterhalfter eingewickelt war. Das Vorhandensein dieser Waffe hatte schlagartig einige Rätsel gelöst, die Ventress' kleine, zerbrechliche Gestalt umgaben.

»Doktor . . .« rief Ventress zu ihm herauf und winkte verhalten mit einer Hand, als wolle er Sanders darauf aufmerksam machen, daß er tagträumte. »Ein Drink, San-

ders, bevor die Bar schließt?« Dr. Sanders wollte ablehnen, aber Ventress wandte ihm schon halb den Rücken zu und wechselte das Thema. »Suchen Sie die Sonne, Doktor, sie ist da. Sie können nicht blindlings durch diese Wälder gehen.«

»Das werde ich nicht versuchen. Gehen Sie an Land?«

»Natürlich. Aber hier gibt es keine Eile, Doktor. Dies ist eine Landschaft ohne Zeit.«

Sanders ließ ihn stehen und ging zur Kabine. Die drei Koffer, Ventress' teurer aus poliertem Krokodilleder und seine schäbigen Reisetaschen, waren schon gepackt und warteten neben der Tür. Sanders zog das Jackett aus, wusch sich die Hände im Waschbecken und trocknete sie behutsam ab, in der Hoffnung, mit dem durchdringenden Seifengeruch würde er unter den strengen Blicken der Beamten nicht ganz wie ein Paria wirken.

Aber Sanders wußte nur zu genau, daß er nach fünfzehn Jahren in Afrika, zehn davon im Krankenhaus Fort Isabelle, jedwede Chance, die er einmal gehabt haben mochte, seine äußerlichen Aspekte, das Bild, das seine Umwelt generell von ihm hatte, zu ändern, seit langem verspielt hatte. Der von der Arbeit fleckige Baumwollanzug, ein wenig zu klein für seine breiten Schultern, das gestreifte blaue Hemd mit der schwarzen Krawatte, der kräftige Kopf mit dem grauen, ungeschnittenen Haar und der Bartschatten – das alles waren unübersehbare Kennzeichen des Arztes für Leprakranke, so unmißverständlich wie Sanders' vernarbter, energischer Mund und sein kritischer Blick.

Sanders klappte den Paß auf und verglich die acht Jahre zuvor entstandene Fotografie mit dem Bild im Spiegel. Auf den ersten Blick schienen die beiden Männer kaum etwas gemeinsam zu haben – der erste mit dem aufrichtigen, ernsten Gesicht, dessen moralische Verpflichtung den Leprakranken gegenüber nur allzu offenkundig seine Arbeit im Krankenhaus beherrschte, ähnelte mehr dem hingebungsvollen jüngeren Bruder des anderen, ein entfernter, exzentrischer Landarzt.

Sanders betrachtete sein ausgebleichtes Jackett und die schwieligen Hände und wußte, wie irreführend dieser Eindruck war und wieviel besser er, wenn schon nicht seine aktuellen Motive, so doch wenigstens die seines jüngeren Ichs und die wirklichen Gründe, die ihn nach Fort Isabelle geführt hatten, verstand. Das Geburtsdatum in dem Paß rief ihm ins Gedächtnis, daß er jetzt vierzig Jahre alt geworden war, und er versuchte, sich vorzustellen, wie er in zehn Jahren aussehen würde, aber die latenten Elemente, die im Lauf der vergangenen Jahre in seinem Gesicht Gestalt angenommen hatten, schienen bereits an Schwung verloren zu haben. Ventress hatte die Wälder von Matarre als eine Landschaft ohne Zeit bezeichnet, und vielleicht be-

stand ein Teil ihrer Anziehungskraft auf Sanders darin, daß er hier endlich frei von der Frage nach Motiven und Identität sein konnte, die mit dem Gefühl für Zeit und Vergangenheit verknüpft war.

Der Dampfer war jetzt kaum sechs Meter vom Landesteg entfernt; Dr. Sanders konnte durch das Bullauge die in Khaki gekleideten Beine des Empfangskomitees sehen. Er nahm einen reichlich abgegriffenen Briefumschlag aus der Tasche und zog den mit hellblauer Tinte, die fast in den weichen Zellstoff eingedrungen war, geschriebenen Brief heraus. Sowohl der Umschlag wie auch der Brief waren mit dem Stempel der Zensur freigemacht worden; ein Stück, wo, wie Sanders vermutete, die Adresse gestanden hatte, war herausgeschnitten.

Als der Dampfer gegen den Landungssteg stieß, las Sanders den Brief zum letzten Mal an Bord durch.

Donnerstag, 5. Januar

Mein lieber Edward,
endlich sind wir angekommen. Der Wald hier ist der schönste in ganz Afrika, ein Haus der Edelsteine. Mir fehlen die Worte, um zu beschreiben, wie sehr wir staunen, wenn wir am Morgen über die Hänge schauen, die noch halb von Nebel verhüllt sind aber dennoch funkeln wie die Hagia Sofia, jeder Zweig eine mit Edelsteinen besetzte Kuppel. Max behauptet sogar, ich würde mich übertrieben byzantinisch gebaren – ich trage das Haar sogar in der Klinik bis zur Taille und stelle einen melancholischen Ausdruck zur Schau, obwohl mein Herz tatsächlich zum ersten Mal nach vielen Jahren singt! Wir wünschen beide, Du wärest hier. Die Klinik ist klein; etwa zwanzig Patienten. Glücklicherweise gehen die Leute dieser bewaldeten Hänge mit einer Art von traumartiger Geduld durchs Leben und betrachten unserer Arbeit für sie mehr als soziale denn als therapeutische. Sie gehen mit Kronen aus Licht auf den Köpfen durch den dunklen Wald.

Max läßt Dich herzlich grüßen, genau wie ich. Wir denken oft an Dich.

Das Licht überzieht alles mit Diamanten und Saphiren.

Alles Liebe
Suzanne

Als die metallenen Absätze des Begrüßungskomitees über seinem Kopf auf dem Deck erklangen, las Sanders die letzte Zeile des Briefs noch einmal. Ohne die inoffi-

zielle, aber nachdrückliche Bestätigung seitens der Verwaltung in Libreville hätte er nicht geglaubt, daß Suzanne Clair und ihr Mann nach Port Matarre gekommen waren, denn ihre Schilderung des Waldes nahe der Klinik wollte so gar nicht zu dem düsteren Licht über Fluß und Dschungel passen. Ihren exakten Aufenthaltsort hatte ihm niemand mitteilen können, und darüber hinaus auch nicht, warum die Post aus der Provinz plötzlich zensiert wurde. Als Sanders zu hartnäckig wurde, gab man ihm den Bescheid, es sei nicht ungewöhnlich, daß die Korrespondenz von Leuten, die eines Verbrechens angeklagt wurden, zensiert würde, aber was Suzanne und Max Clair anbetraf, war dieser Vorwurf grotesk.

Dr. Sanders dachte an den kleinen, intelligenten Mikrobiologen und seine große dunkelhaarige Frau mit der hohen Stirn und den ruhigen Augen und erinnerte sich an ihre plötzliche Abreise aus Fort Isabelle vor drei Monaten. Sanders hatte eine Affäre mit Suzanne gehabt, die nur deshalb zwei Jahre anhielt, weil er außerstande war, sie in irgendeiner Weise zu beenden. Sein Unvermögen, sich ihr voll und ganz hinzugeben, machte deutlich, daß sie Brennpunkt all seiner Unsicherheiten in Fort Isabelle geworden war. Er hatte eine ganze Weile den Verdacht gehegt, daß seine Gründe, im Leprakrankenhaus zu arbeiten, nicht ausschließlich humanitären Motiven entsprangen und ihn möglicherweise die Vorstellung von der Lepra und was sie für ihn bedeutete mehr anzog, als er sich vorstellen konnte. Er identifizierte im Geiste Suzannes ernste Schönheit mit dieser dunklen Seite der Psyche, ihre Affäre war mithin ein Versuch, mit sich selbst und seinen eigenen fragwürdigen Motiven ins reine zu kommen.

Als er eingehender darüber nachdachte, ging Sanders auf, daß es eine noch viel unheilvollere Erklärung für ihre Abreise aus dem Krankenhaus gab. Als Suzannes Brief mit seiner seltsamen und ekstatischen Vision des Waldes eintraf – die makuloanästhetische Lepra beeinträchtigte auch das Nervengewebe –, hatte er beschlossen, ihnen zu folgen. Er ließ seine Erkundigungen wegen des zensierten Briefs sein, damit Suzanne keine Kenntnis von seinem Kommen erhielt, nahm einen Monat Urlaub vom Krankenhaus und machte sich auf den Weg nach Port Matarre.

Suzannes Beschreibung der bewaldeten Hänge glaubte er entnehmen zu können, daß die Klinik irgendwo in der Nähe von Mont Royal liegen mußte, möglicherweise Teil einer in französischem Besitz befindlichen Bergbausiedlung mit ihrem über-eifrigen Wachpersonal. Aber die Aktivität auf dem Landesteg draußen – ein halbes Dutzend Soldaten machten sich um einen geparkten Mannschaftswagen herum zu schaffen –, deutete darauf hin, daß etwas Größeres im Gange war.

Als er gerade Suzannes Brief faltete und das blütenblattartige Papier glattstrich, wurde die Kabinentür so heftig aufgerissen, daß sie gegen seinen Ellbogen stieß. Ventress trat mit einer Entschuldigung auf den Lippen ein und nickte Sanders zu.

»Bitte um Verzeihung, Doktor. Mein Gepäck.« Er fügte hinzu: »Die Zollbeamten sind da.«

Sanders war erbost, daß Ventress ihn schon wieder überrascht hatte, wie er den Brief las, und steckte ihn samt Umschlag in die Tasche. Zur Abwechslung schien Ventress es einmal nicht zu bemerken. Er legte eine Hand auf den Griff seines Koffers und spitzte die Ohren, damit er die Geräusche vom Deck oben hören konnte. Er fragte sich zweifellos, was er mit der Pistole anfangen sollte. Mit einer gründlichen Gepäckkontrolle hatte keiner auch nur im entferntesten gerechnet.

Sanders beschloß, Ventress allein zu lassen, damit er die Waffe durch das Bullauge hinausschaffen konnte, und hob seine beiden Koffer auf.

»Dann auf Wiedersehen, Doktor.« Ventress lächelte, und sein Gesicht hinter dem Bart sah noch mehr wie ein Totenschädel aus. Er hielt die Tür auf. »Es war sehr interessant und ein großes Vergnügen, eine Kabine mit Ihnen zu teilen.«

Dr. Sanders nickte. »Und vielleicht auch eine Art von Herausforderung, Monsieur Ventress? Ich hoffe, alle Ihre Siege fallen Ihnen so leicht.«

»Touché, Doktor!« Ventress salutierte und winkte dann, als Sanders den Korridor entlang ging. »Aber ich überlasse Ihnen gern den letzten Lacher – den alten Mann mit der Sense, hm?«

Ohne einen Blick zurück ging Sanders die Kajütentreppe zum Bar hinauf, wohl wissend, daß Ventress ihn von der Kabinentür beobachtete. Die anderen Passagiere, darunter auch Pater Balthus, saßen in Sesseln an der Bar, während der Erste Offizier ein längeres Wortgefecht mit zwei Zollbeamten und einem Sergeanten der Polizei führte. Sie sahen die Passagierliste ein und unterzogen nacheinander jeden kritischer Blicke, als würden sie einen fehlenden Passagier suchen.

Als Sanders seine beiden Koffer auf den Boden stellte, hörte er den Satz: »Keine Journalisten zugelassen ...«, und dann winkte ihn einer der Zollbeamten zu sich.

»Dr. Sanders?« fragte er und betonte den Namen übertrieben deutlich, als hoffte er, es könnte sich um ein Pseudonym handeln. »Von der Universität Libreville ...?« Er senkte die Stimme. »Physikalische Fakultät ...? Darf ich Ihre Papiere sehen?«

Sanders nahm den Paß zur Hand. Ein paar Schritte links von ihm beobachtete ihn Pater Balthus mit scharfem Blick. »Mein Name ist Sanders, von der Leprastation in Fort Isabelle.«

Als die Zollbeamten sich für ihren Irrtum entschuldigt hatten, sahen sie einander an und erteilten Sanders die Freigabe, indem sie ein Kreidezeichen auf seine Koffer machten, ohne sie zu öffnen. Wenige Augenblicke später ging er die Gangway hinunter. Auf dem Landungssteg standen die eingeborenen Soldaten um den Mannschaftswagen herum. Der Rücksitz wurde freigehalten, vermutlich für den fehlenden Physiker von der Universität Libreville.

Als er seine Koffer einem Portier mit der Aufschrift »Hotel Europa« auf der Schirmmütze gab, bemerkte Dr. Sanders, daß das Gepäck derer, die Port Matarre verließen, einer wesentlich gründlicheren Durchsuchung unterzogen wurde. Eine Gruppe von dreißig oder vierzig Zwischendeckpassagieren wurde am anderen Ende des Landungsstegs zusammengetrieben, Polizei und Zollbeamte durchsuchten sie einen nach dem anderen. Die meisten Eingeborenen hatten zusammengerollte Schlafsäcke dabei, die Polizisten rollten sie aus und tasteten die Fütterung ab.

Im Gegensatz zu diesem regen Treiben wirkte die Stadt fast ausgestorben. Die Einkaufspassagen beiderseits der Hauptstraße waren menschenleer, die Fenster des Hotels Europa schwebten matt in der Luft, und ihre schmalen Fensterläden glichen Sargdeckeln. Hier im Stadtzentrum wirkte das trübe Licht des Dschungels durch die verblichenen weißen Fassaden nur noch durchdringender. Sanders sah zum Fluß zurück, der sich wie eine riesige Schlange in den Wald wand, und hatte das Gefühl, als hätte der Strom alles Leben bis auf einen kargen Rest aufgesogen.

Als er dem Portier die Treppe zum Hotel hinauf folgte, sah er die schwarzgekleidete Gestalt von Pater Balthus weiter unten an der Ladenzeile. Der Priester schritt rasch dahin und hielt seine kleine Reisetasche in einer Hand. Er drehte sich zwischen zwei Säulen um, dann überquerte er die Straße und verschwand in den Schatten der Ladenzeile gegenüber dem Hotel. Sanders sah ihn in regelmäßigen Abständen wieder, seine dunkle Gestalt wurde vom Sonnenschein beleuchtet, die weißen Säulen der Geschäftszeile umrahmten ihn wie die Klappe eines defekten Stroboskops. Dann überquerte er die Straße ohne ersichtlichen Grund noch einmal; der Rock seiner schwarzen Soutane wirbelte den Staub um seine Knöchel herum auf. Er ging mit seinem langen Gesicht an Sanders vorbei, ohne sich umzudrehen, wie das blasse, halb vergessene Profil von jemandem, den man in einem Alptraum gesehen hat.

Sanders zeigte ihm nach. »Wo will er hin?« fragte er den Portier. »Der Priester – er war mit mir auf dem Dampfer.«

»Ins Seminar. Die Jesuiten sind noch hier.«

»Noch? – Was meinen Sie damit?«

Sanders ging zu der Schwingtür, aber im selben Moment kam eine dunkelhaarige junge Französin heraus. Als ihr Gesicht in den schwingenden Scheiben gespiegelt wurde, sah Sanders ganz kurz Suzanne Clair. Die junge Frau war zwar Anfang zwanzig, mindestens zehn Jahre jünger als Suzanne, hatte aber dieselben breiten Hüften und den schlendernden Gang, dieselben wachsamen grauen Augen. Als sie an Sanders vorbeiging, murmelte sie: »Pardon ...« Dann erwiderte sie seinen unverhohlenen Blick mit einem vagen Lächeln und ging auf einen Militärlastwagen zu, der rückwärts durch eine Seitenstraße fuhr. Sanders sah ihr nach. Ihr enger weißer Hosenanzug und das großstädtische Flair wirkten im dunstigen Licht von Port Matarre deplaziert.

»Was geht hier vor?« fragte Sanders. »Haben sie eine neue Diamantmine entdeckt?«

Diese Vermutung hätte Zensur und Zollkontrolle erklären können, aber das einstudierte Achselzucken des Portiers weckte Zweifel in Sanders. Außerdem hätte ein Zensor die Anspielungen auf Diamanten und Saphire in Suzannes Brief als eine unverhohlene Aufforderung ausgelegt, sich an der Plünderung zu beteiligen.

Der Empfangschef an der Rezeption gab sich gleichermaßen ausweichend. Zu Sanders' Verdruß bestand er darauf, ihm den Wochentarif zu zeigen, obwohl Sanders ihm wiederholt versicherte, daß er am nächsten Tag nach Mont Royal weiterreisen würde.

»Doktor, Sie müssen wissen, daß kein Schiff geht, die Route wurde stillgelegt. Es kommt Sie billiger, wenn ich Ihnen den Wochentarif berechne. Aber wie Sie wünschen.«

»Also gut.« Sanders trug sich ins Gästebuch ein. Sicherheitshalber gab er die Adresse der Universität Libreville an. Er hatte mehrere Vorlesungen an der medizinischen Fakultät gehalten, die Post würde ihm von dort nach Fort Isabelle nachgeschickt werden. Das Täuschungsmanöver mochte sich später als nützlich erweisen.

»Wie sieht es mit der Bahn aus?« fragte er den Empfangschef. »Oder dem Busunternehmen? Es muß ein Transportmittel nach Mont Royal geben.«

»Es gibt keine Eisenbahn.« Der Empfangschef schnippte mit den Fingern. »Wissen Sie, Doktor, Diamanten, leicht zu transportieren. Vielleicht können Sie nach dem Bus fragen.«

Sanders studierte das schmale, olivenhäutige Gesicht des Mannes. Der Blick seiner wäßrigen Augen schweifte über die Koffer des Arztes und dann hinaus über die

Ladenzeile zum Baldachin des Waldes, der über den Dächern auf der anderen Straßenseite auftragte. Er schien zu erwarten, daß sich etwas zeigen würde.

Sanders steckte den Stift ein. »Sagen Sie mir, warum ist es so dunkel in Port Martre? Es ist nicht bewölkt, trotzdem kann man die Sonne kaum sehen.«

Der Empfangschef schüttelte den Kopf. Als er sprach, schien er mehr mit sich selbst als mit Sanders zu reden. »Es ist nicht dunkel, Doktor, das sind die Blätter. Sie entziehen dem Boden Mineralien, darum sieht alles ständig so dunkel aus.«

Diese Erklärung schien ein Körnchen Wahrheit zu enthalten. Sanders sah aus den Fenstern seines Zimmers, die zur Seite der Einkaufszeile hin gelegen waren, hinaus zum Wald. Die riesigen Bäume umringten den Hafen, als ob sie ihn in den Fluß zu rückdrängen wollten. Auf der Straße waren die Schatten so schwarz wie eh und je und folgten den wenigen Leuten, die sich in die Einkaufszeile wagten, auf dem Fuß, aber dem Wald selbst fehlte es an jeglichen Kontrasten. Die Blätter im Sonnenlicht wirkten so dunkel wie die darunter, fast so, als würde der Wald der Sonne ebenso alles Licht entziehen, wie der Fluß die Stadt ihres Lebens und ihrer Geschäftigkeit beraubt hatte. Die Schwärze des Baldachins und die Olivtöne der stumpfen Blätter gaben dem Wald eine ernste Schwere, die durch die Lichtfünkchen, die in seinen luftigen Galerien funkelten, noch mehr betont wurde.

Sanders war so in Gedanken, daß er das Klopfen an der Tür fast nicht hörte. Er öffnete und sah Ventress auf dem Flur stehen. Seine Gestalt in dem weißen Anzug und der kantige Schädel schienen die skelettgleichen Farben der verlassenen Stadt zu verkörpern.

»Was ist?«

Ventress trat vor. Er hielt einen Umschlag in der Hand. »Das habe ich in der Kabine gefunden, als Sie gegangen waren. Ich dachte, ich sollte es Ihnen zurückgeben.«

Dr. Sanders nahm den Umschlag und tastete in der Tasche nach Suzannes Brief. Offensichtlich hatte er ihn in der Eile auf den Boden fallen lassen. Er schob den Brief in den Umschlag und winkte Ventress herein. »Danke, mir war nicht bewußt . . .«

Ventress sah sich in dem Zimmer um. Seit er von Bord des Dampfers gegangen war, hatte er sich sichtlich verändert. Die lakonische und abweisende Art war einer deutlichen Rastlosigkeit gewichen. Seine kompakte Gestalt, die den Eindruck erweckte, als würde sie von lauter gegeneinander arbeitenden Muskeln zusammengehalten werden, barg eine enorme nervöse Energie, die Sanders fast als unangenehm empfand. Sein Blick schweifte umher und durchsuchte die Nische nach einer verborgenen Perspektive.

»Darf ich mir etwas als Gegenleistung nehmen, Doktor?« Bevor Sanders antworten konnte, war Ventress zu dem größeren der beiden Koffer auf dem Klappstand neben dem Schrank gegangen. Mit einem kurzen Nicken machte er den Verschluss auf und hob den Deckel. Unter dem zusammengelegten Morgenmantel zog er seine in das Schulterhalfter gewickelte Automatik heraus. Bevor Sanders einen erbosten Kommentar abgeben konnte, hatte er sie in seiner Jackentasche verschwinden lassen.

»Was soll das denn . . . ?« Sanders durchquerte das Zimmer. Er zog den Kofferdeckel wieder zu. »Sie haben vielleicht Nerven . . . !«

Ventress schenkte ihm ein klägliches Lächeln, dann ging er an Sanders vorbei zur Tür. Erbost packte ihn Sanders am Arm und riß den Mann fast von den Füßen. Ventress' Gesicht wurde so verschlossen wie eine Falle. Mit einem agilen Ausweichmanöver tänzelte er auf seinen kleinen Füßen zur Seite und entfernte sich von Sanders.

Als Sanders wieder auf ihn losging, schien Ventress sich uneins, ob er die Pistole zum Einsatz bringen sollte, doch dann hob er eine Hand, um den Arzt zu beruhigen. »Sanders, ich entschuldige mich natürlich. Aber ich hatte keine andere Wahl. Versuchen Sie, mich zu verstehen, ich habe diese Idioten an Bord ausgenutzt . . . «

»Unsinn! Sie haben *mich* ausgenutzt!«

Ventress schüttelte nachdrücklich den Kopf. »Sie irren sich, Sanders. Ich versichere Ihnen, ich hege keinerlei Vorurteile gegen Ihre spezielle Berufung . . . im Gegenteil. Glauben Sie mir, Doktor, ich verstehe Ihre ganze –«

»Schon gut!« Sanders machte die Tür auf. »Und jetzt raus!«

Aber Ventress ließ sich nicht einschüchtern. Offenbar wollte er etwas sagen, als wäre ihm bewußt geworden, daß er eine geheime Schwäche von Sanders ans Licht gebracht hatte und sich jetzt mit größter Mühe um Schadensbegrenzung bemühte. Dann zuckte er fast unmerklich die Achseln und verließ den Raum, als würde Sanders' Zorn ihn langweilen.

Als er gegangen war, nahm Sanders mit dem Rücken zum Fenster auf dem Sessel Platz. Ventress' List hatte ihn nicht nur aufgrund der Annahme aufgebracht, daß die Zollbeamten sein Gepäck, um eine mögliche Ansteckung zu vermeiden, nicht durchsuchen würden. Das Schmuggeln der Pistole, von dem er selbst nichts gewußt hatte, schien auch in sexueller Hinsicht seine verborgenen Motive für die Reise nach Port Matarre auf der Suche nach Suzanne Clair zu symbolisieren. Daß Ventress mit seinem skeletthaften Gesicht und dem weißen Anzug ihm diese nach wie vor verborgenen Motive wieder ins Bewußtsein gerückt hatte, war um so ärgerlicher.

Er aß ein frühes Mittagessen im Restaurant des Hotels. Kaum ein Tisch war besetzt, der einzige andere Gast war die dunkelhaarige junge Französin, die abgeschieden saß und in ihren Notizblock neben ihrem Salat schrieb. Hin und wieder sah sie zu Sanders, dem ihre frappante Ähnlichkeit mit Suzanne Clair wieder auffiel. Ihr sanftes Gesicht wirkte, möglicherweise wegen ihres pechschwarzen Haars oder dem ungewöhnlichen Licht von Port Matarre, blasser als Sanders das von Suzanne in Erinnerung hatte, als wären die beiden Frauen durch dunkleres Blut auf Suzannes Seite verschiedene Cousinen. Wenn er das Mädchen ansah, sah er Suzanne fast neben ihr in einem halb verhangenen Spiegel seines Geistes.

Als sie vom Tisch aufstand, nickte sie Sanders zu, nahm ihren Block, und ging auf die Straße hinaus, nachdem sie sich einen Moment in der Hotelhalle aufgehalten hatte.

Nach dem Essen nahm Sanders die Suche nach einem Transportmittel in Angriff, das ihn nach Mont Royal bringen würde. Wie der Empfangschef bereits festgestellt hatte, gab es keine Eisenbahn zu der Bergarbeiterstadt. Zweimal täglich fuhr ein Bus, aber aus einem unbekanntem Grund hatte man die Linie stillgelegt. Am Bahnhof, in der Nähe der Kasernen am östlichen Stadtrand, mußte Dr. Sanders feststellen, daß die Fahrkartenschalter geschlossen hatten. Die Fahrpläne lösten sich im Sonnenlicht von den Anschlagtafeln, auf den Bänken schliefen ein paar Eingeborene im Schatten. Nach zehn Minuten kam ein Schaffner, der an einem Stück Zuckerrohr lutschte, mit einem Besen hereingeschlendert. Er zuckte die Achseln, als Sanders ihn fragte, wann der Bus wieder fahren würde.

»Vielleicht morgen oder übermorgen, Sir. Wer weiß? Die Brücke ist eingestürzt.«

»Wo denn?«

»Wo? Myanga, zehn Kilometer von Mont Royal entfernt. Steile Schlucht, die Brücke rutschte einfach weg. Gefährlich dort, Sir.«

Sanders zeigte zum Gelände der Militärkasernen, wo ein halbes Dutzend Lastwagen mit Vorräten beladen wurde. Man hatte ballenweise Stacheldraht seitlich auf dem Gelände gestapelt, direkt neben Teilen eines Metallzauns. »Die scheinen sehr beschäftigt zu sein. Wie kommen sie denn hin?«

»Sie, Sir, reparieren die Brücke.«

»Mit Stacheldraht?« Sanders schüttelte den Kopf, da er die ausweichenden Antworten satt hatte. »Was genau ist denn in Mont Royal los?«

Der Schaffner sog an seinem Zuckerrohr. »Was los ist?« wiederholte er verträumt. »Nichts ist los, Sir.«

Sanders schlenderte davon und blieb vor den Toren der Kaserne stehen, bis der Wachtposten ihn fortwinkte. Auf der anderen Straßenseite ragten die dunklen Schichten des Dschungelbaldachins hoch in die Luft wie eine riesige Woge, die jeden Moment über der verlassenen Stadt brechen würde. Mehr als dreißig Meter über seinem Kopf hingen die dicken Äste wie halb gespreizte Flügel, die Stämme neigten sich zu ihm. Sanders war versucht, die Straße zu überqueren und zum Wald zu gehen, doch seine Stille hatte etwas Bedrohliches und Bedrückendes. Er drehte sich um und ging zum Hotel zurück.

Eine Stunde später, nach mehreren fruchtlosen Erkundigungen, ging er zur Polizeipräfektur in der Nähe des Hafens. Die Aktivitäten beim Dampfer hatten nachgelassen, die meisten Passagiere waren an Bord. Das Schnellboot wurde gerade mit Hilfe eines Davits über den Landungssteg geschwenkt.

Dr. Sanders kam ohne Umschweife zur Sache und zeigte dem diensthabenden afrikanischen Offizier Suzannes Brief. »Vielleicht könnten Sie mir erklären, Captain, warum es nötig war, ihre Adresse zu vernichten? Das sind enge Freunde von mir, ich wollte vierzehn Tage Urlaub bei ihnen verbringen. Jetzt muß ich feststellen, daß es kein Transportmittel nach Mont Royal gibt und der ganze Ort von einer geheimnisvollen Atmosphäre umgeben ist.«

Der Captain nickte und grübelte an seinem Schreibtisch über den Brief nach. Hin und wieder schubste er das Papier mit einem Lineal aus Metall, als würde er die gepreßten Blätter einer seltenen und möglicherweise giftigen Blüte untersuchen. »Ich verstehe, Doktor. Es ist schwierig für Sie.«

»Aber warum ist überhaupt eine Zensur in Kraft?« beharrte Sanders. »Gibt es politische Unruhen? Hat eine Gruppe Aufständischer die Minen erobert? Ich mache mir logischerweise Sorgen um das Wohlergehen von Doktor Clair und seiner Frau.«

Der Captain schüttelte den Kopf. »Ich versichere Ihnen, Doktor, es gibt keine politisch motivierten Unruhen in Mont Royal – tatsächlich ist kaum mehr jemand dort. Die meisten Arbeiter sind fortgegangen.«

»Warum? Das ist mir auch schon aufgefallen. Die Stadt ist menschenleer.«

Der Captain stand auf und ging zum Fenster. Er zeigte zum dunklen Rand des Dschungels, der sich über den Dachfirsten des Eingeborenenviertels hinter den Lagerhäusern drängte. »Der Wald, Doktor, sehen Sie? Er macht den Leuten Angst, weil er die ganze Zeit so schwarz und dicht ist.« Er ging zu seinem Schreibtisch zurück und fuchtelte mit dem Lineal. Sanders wartete, daß er sich endlich entscheiden würde, was er sagen wollte. »Ich kann Ihnen im Vertrauen sagen, daß

sich im Wald nahe Mont Royal allmählich eine neue Art von Pflanzenkrankheit ausbreitet –«

»Was meinen Sie?« unterbrach ihn Sanders. »Eine Viruskrankheit wie Tabakmosaik?«

»Ja, das ist es . . .« Der Captain nickte aufmunternd, obwohl er keine Ahnung zu haben schien, wovon er sprach. Aber er behielt den Rand des Dschungels im Fenster dezent im Blick. »Wie auch immer, sie ist nicht giftig, aber wir müssen Vorsichtsmaßnahmen ergreifen. Ein paar Experten werden sich den Wald ansehen und Proben nach Libreville schicken, Sie müssen verstehen, daß das seine Zeit braucht . . .« Er gab Suzannes Brief zurück. »Ich werde die Adresse Ihrer Freunde in Erfahrung machen, kommen Sie morgen wieder zu mir. In Ordnung?«

»Werde ich nach Mont Royal fahren können?« fragte Sanders. »Die Armee hat das Gelände doch nicht abgeriegelt?«

»Nein . . .« beharrte der Captain. »Es steht Ihnen frei.« Er machte eine Geste mit der Hand, als würde er kleine Parzellen der Luft abteilen. »Sehen Sie, nur vereinzelte Gebiete. Es ist nicht *gefährlich*, Ihren Freunden geht es gut. Aber wir wollen nicht, daß die Leute dorthin strömen und Unruhe stiften.«

An der Tür fragte Sanders: »Wie lange geht das schon so?« Er zeigte zum Fenster. »Der Wald hier ist sehr dunkel.«

Der Captain kratzte sich die Stirn. Einen Moment wirkte er müde und verschlossen. »Etwa ein Jahr. Vielleicht länger. Anfangs achtete niemand darauf . . .«

Sie können dieses Buch bei Ihrer Buchhandlung bestellen, oder direkt beim Verlag. Benutzen sie dazu folgenden Link: www.edition-phantasia.de